

treten der Renaissance in Schlesien unter besonderer Berücksichtigung der von Ungarn und Krakau empfangenen Anregungen. Frey skizziert den bürgerlich-städtischen Charakter der ersten Entwicklungsphase der schlesischen Renaissancekunst. Er würdigt sodann die Tätigkeit des Landadels, der oberitalienische Wanderkünstler heranzog. Vor dem Erfolg der Gegenreformation war das künstlerische Leben in Schlesien stärker von Sachsen und Norddeutschland als von Wien und Prag her bestimmt. Dann freilich treten die gesellschaftlichen Beziehungen des Adels zum kaiserlichen Hof in den Vordergrund, Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt wirken im Lande, die Barockarchitektur erreicht einen Höhepunkt mit der Breslauer Universitätskirche, deren dekorative Ausstattung der Tiroler Pozzoschüler Christoph Tausch ausgeführt hat. Eine Reihe großer Namen der süddeutschen Barockarchitektur begegnet in Schlesien. Der bedeutendste schlesische Barockmaler, der Konvertit Michael Willmann aus Königsberg in Preußen, zeigt vielleicht in seiner Entwicklung am deutlichsten, wie viele verschiedenartige Strömungen sich in der schlesischen Kunst damals überkreuzten; von den großen Niederländern, aber auch von Tintoretto beeinflusst, hat sich seine tiefreligiöse Kunstauffassung letzten Endes so gut wie völlig dem Stil des süddeutschen Barock angeglichen. — Gerade der österreichische Kunsthistoriker Dagobert Frey war in besonderer Weise berufen, derartige Überschneidungen der verschiedensten künstlerischen Entwicklungskomponenten in der Renaissance- und Barockkunst des schlesischen Raumes nachzuzeichnen.

Der Band klingt in einer Darstellung der Musikgeschichte des 16.—18. Jhs. aus, die der führende Erforscher dieses Gegenstandes, Fritz Feldmann, auf gründlichster Quellenkenntnis aufbauend, unter Berücksichtigung des weiten Horizonts, der von der italienischen Oper bis zu Bach reicht, verfaßt hat.

Wien

Heinrich Appelt

**Jerzy Lodowski: Sądowel we wczesnym średniowieczu.** [Sandewalde im Frühmittelalter.] (PAN, Instytut Historii Kultury Materialnej.) Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wyd. PAN. Breslau, Warschau, Krakau, Danzig 1972. 243 S., 85 Abb. i. T., 4 Tab. i. Anh., dt. Zussf.

Zu den polnischen Kastellaneiortern Schlesiens des 12./13. Jhs. gehört das 1155 erstmals erwähnte Sandewalde (*Sandowel*) am Bartsch-Fluß im Kreis Guhrau, dessen Kastellane von 1202 bis 1288 belegt sind. Sandewalde ist einer der wenigen Kastellaneorte, neben denen später keine deutschrechtliche Stadt entstand; die Burg verfiel wahrscheinlich nach 1319, nachdem schon vorher die 1288/89 bzw. 1290 gegründeten deutschrechtlichen Städte Guhrau im Nordwesten und Herrnstadt im Südosten ihre zentralörtliche Funktion übernommen hatten. Der abseits von den großen Wegen in der sumpfigen Bartschniederung gelegene Ort Sandewalde entwickelte sich nicht weiter.

Die Geschichte der Kastellanei Sandewalde hat schon seit dem vorigen Jahrhundert Historiker und Archäologen beschäftigt. Den ausführlichsten Beitrag schrieb 1879 H. Schuch<sup>1</sup>, der sehr richtig die alte Kastellaneiburg im großen Ringwall am rechten Bartschufer östlich des heutigen Ortes Sandewalde vermutete. Aber noch Hermann Uhtenwoldt<sup>2</sup> ließ die Frage offen, ob der

1) H. Schuch: Die Kastellanei Sandewalde und ihre Germanisierung, in: Zs. des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens 14, H. 2 (1879), S. 486—520.

2) H. Uhtenwoldt: Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens (Breslauer historische Forschungen, H. 10), Breslau 1938, S. 78 f.

Kastellan seinen Sitz dort oder auf dem flachen Hügel auf der anderen Flußseite hatte, wo das Meßtischblatt ebenfalls einen „alten Ringwall“ vermerkt, und selbst das polnische Werk über „Frühmittelalterliche Burgwälle der Wojewodschaft Breslau“ von 1968<sup>3</sup>, an dem der Vf. der vorliegenden Untersuchung mitgearbeitet hat, nimmt an, daß auch der Hügel am linken Bartschufer zumindest in der frühen Phase seiner Besiedlung — vor dem Bau der rechtsufrigen Burg — den Charakter einer Befestigung hatte. Die vorliegende Abhandlung betrachtet den linksufrigen Fundplatz als frühmittelalterliche (unbefestigte) Siedlung vom 5. oder 6. Jh. bis ins 13. Jh. Etwa 250 m weiter nordöstlich wurde vermutlich in der Mitte oder zweiten Hälfte des 11. Jhs. die Burg errichtet; die ältere Ansiedlung wurde ihr als Vorburgsiedlung zugeordnet, ein Damm, dessen Spuren noch nachweisbar sind, verband Burg und Siedlung. Es ist möglich oder wahrscheinlich, daß die Bartsch damals ihr Bett nicht wie heute zwischen beiden Plätzen hatte, sondern beide südlich umfloß.

Das Buch von Jerzy L o d o w s k i faßt die Ergebnisse der polnischen Grabungen der Jahre 1958—1960 und 1962—1965 zusammen. Schwerpunkt der Forschungen war der Siedlungsplatz mit Gräberfeld am linken Bartschufer, hier benannt „Czeladź Wielka“ (ehemals Tschilesen bzw. Gepidau) nach dem Dorf, in dessen Gemarkung er liegt. Auf einer Fläche von 1 280 qm wurden 87 ortsfeste Objekte (9 Gebäude, 58 Gruben, 15 Feuerstätten, 5 Steinanhäufungen) und 409 Skelettgräber festgestellt sowie viele tausend Gegenstände bzw. Bruchstücke von Gegenständen aus Ton, Metall, Knochen, Horn und Stein und zahllose Tierknochen entdeckt. Die eingehende Beschreibung der einzelnen Fundstellen (S. 16—124) und die Analyse des Fundmaterials (S. 130—203) nehmen breiten Raum ein. Die hieraus sich ergebenden Kulturgruppen entsprechen denen im übrigen Nordschlesien und südlichen Großpolen. Die gefundenen Geräte, Knochenreste und Getreidekörner lassen auf Viehzucht, Getreideanbau und Fischfang, dagegen nur in geringem Umfang auf Jagd als Beschäftigung der Bewohner schließen. Schlackeklumpen weisen auf Verhüttung von Raseneisenerz hin, ebenso gibt es Spuren von Buntmetallguß und Glasmasse.

Im Bereich der ehemaligen Burg am rechten Bartschufer, die durch den Ringwall von etwa 120 m Durchmesser und 1—3 m Höhe bestimmt wird, sind wegen geringer Finanzmittel 1963 und 1965 nur drei kleine Suchgräben von einer Fläche von 62 qm angelegt worden, um Material für die Datierung und die Art der Befestigung der Anlage zu gewinnen (S. 124—129).

Die Feststellungen der Archäologen über Sandewalde sind in dieser Publikation zusammengefaßt. Es bleiben aber noch historische Fragen offen, so vor allem die nach der Entstehung des späteren Dorfes Sandewalde. Der nördliche Teil der frühmittelalterlichen Siedlung am linken Bartschufer war spätestens in der Mitte des 13. Jhs. aufgelassen, entstand doch dort um diese Zeit der Friedhof, der bis zum 14. Jh. belegt wurde. Der Rest der Siedlung bestand nach L. noch bis in die erste Hälfte des 14. Jhs.; er schließt dies erstens aus dem Auftreten von sog. stahlgrauer Keramik in der obersten, pflügbaren Schicht, zweitens aus der Tatsache, daß die Burg Sandewalde bis 1329 nachweisbar ist (S. 190). Das zweite Argument ist nicht recht stichhaltig; denn ohne Rücksicht auf die frühmittelalterliche Siedlung muß festgestellt werden, daß bereits um die Mitte des 13. Jhs. das 600 m westlich der Burg am rechten Bartschufer gelegene Dorf Sandewalde bestanden hat (1260 Erwähnung des Pfarrers von

3) Marta und T. Kaletyn, J. L o d o w s k i: Grodziska wczesnośredniowieczne województwa wrocławskiego, Breslau, Warschau, Krakau 1968, S. 129—132.

*Srandvel*: Schles. Regesten, Nr. 1050), das funktional sicherlich die Nachfolge der frühmittelalterlichen Siedlung angetreten haben wird, wie die Übernahme des Burgnamens und die kirchliche Bedeutung des Ortes (Sitz eines Erzpriesters bis ins 14. Jh.) es nahelegen. Der Name Sandewalde sollte übrigens noch einmal übertragen werden: 1936 erhielt ihn im Zuge der Eindeutschung von Ortsnamen Tschistey (1 km nordöstlich Sandewalde), zu dessen Gemeinde der inzwischen zum Wohnplatz abgesunkene ehemalige Kastellaneort gehörte. Dementsprechend benannten die Polen nach 1945 das vormalige Tschistey zunächst *Sądowel*, bis sie es schließlich in *Lechitów* umtaufen und den Namen *Sądowel* wieder auf das spätmittelalterliche Dorf Sandewalde beschränkten.

Marburg a. d. L.

Hugo Weczerka

**Vier oberschlesische Urbare des 16. Jahrhunderts.** Hrsg. und erläut. von Walter Kuhn. (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte, Bd 16.) Holzner-Verlag. Würzburg 1973. 123, 182 S., 1 Faltkte i. Anh.

Aufzeichnungen urbarialer Art beginnen in Schlesien schon im 14. Jh. Die ältesten sind der „*Liber fundationis episcopatus Wratislaviensis*“ aus den ersten beiden Jahrzehnten des 14. Jhs. (ed. H. Markgraf und J. W. Schulte, Cod. dipl. Silesiae XIV, 1889), das „*Registrum villarum, allodiorum et iurium ducatus Wratislaviensis et districtus Nampslaviensis*“ von 1358 (ed. G. A. Stenzel in „Übersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte“, 1842), das älteste Trebnitzer Urbar von 1410 (ed. A. Meitzen, Cod. dipl. Sil. IV, 1863) und das „*Registrum Wratislaviense censuum et redituum ad episcopatum spectantium*“ (ed. W. Schulte in „Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte“ III, 1907, S. 204–260). Erst aus dem 16. Jh. besitzen wir jene ausführlichere Form der Urbare, die neben allgemeiner Hufenzahl der Ortschaften auch Namen und Leistungen der einzelnen Hintersassen sowie nähere Angaben über verschiedene herrschaftliche Rechte enthält. Das älteste bekannte dieser Urbare ist das „Grundbuch“ Georgs von Schellenberg über die Jägerndorfer Kammergüter, angelegt 1523 anlässlich des Verkaufs dieses Fürstentums an Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach. — Leider hat die deutsche schlesische Geschichtswissenschaft in der Zeit vor 1945, als das Staatsarchiv Breslau und zahlreiche große Herrschaftsarchive noch erhalten und zugänglich waren, es verabsäumt, eine Edition der reichen urbarialen Quellen des 16. Jhs. vorzunehmen. Nur kleine Veröffentlichungen dieser Art sind damals erschienen: von J. Chrząszcz über Schönwald bei Gleiwitz (1920), T. Konietzny über Radoschau und Chrost, Kr. Cosel (1928), T. Enden über Stadt Cosel 1532 (1939). Vieles damals noch Erhaltene ist seither unwiederbringlich verloren, so die Urbare von Oppeln-Beuthen (1531), Ratibor (1532) und Grätz (16. Jh.). — Seit 1940 hat die tschechische, etwas später auch die polnische Forschung diese Aufgabe übernommen: V. Davídek, Teschener Urbare 1577 und 1621 (1940, 1951), B. Sobotík und A. Grobelný, Friedeck-Misteker Urbar 1580 (1953), J. Svátek, Malteser-Grundherrschaften in Schlesien (1956), R. Heck und J. Leszczyński, Oppeln-Ratiborer Schloßurbare 1566/67 (1956), A. Grobelný und B. Pitronová, Teschener Kammerurbar 1647 (1960), R. Heck, J. Leszczyński und J. Petraň, Oberschlesische Schloßurbare 1571–1640 (1963). Es liegt nahe, daß alle diese Editionen Gebiete mit vorwiegend slawischer Bevölkerung betreffen; schlesische Urbare, die eine mehrheitlich deutsche Bevölkerung nachweisen, sind bisher unveröffentlicht geblieben, wie die Jägerndorfer Kammerurbare von 1523, 1531, 1535 und 1559.